Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 26

Artikel: Der Tee der drei alten Damen [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753548

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Tee der drei alten Damen

KRIMINALROMAN VON FRIEDRICH GLAUSER

Copyright 1939 by Morgarten-Verlag A. G., Zürich

2. Fortsetzung

Im Laden puffte es, ein heller Schein blendete in die dämmerige Lücke.

«Wenn Ihr fertig seid, kommt dann hier herein!» rief Pillevuit. Photograph und Experte erschienen in der Tür.

«Wir haben nicht viel gefunden», klagte der Photograph. «Die Abdrücke sind alle verwischt, nur hier», er hob eine weithalsige Flasche hoch, mit eingeschliffenem Glasstöpsel («Folia Hyoscyamii» stand darauf). «Ist ein deutlicher Abdruck zu sehen: Ein Daumen. Wir müssen dann ins Spital und den Abdruck vom Apotheker haben. Vielleicht handelt es sich um den seinen. Obwohl er einem kleinen Daumen gehört, einem Frauendaumen, möchte ich fast sagen. Nun, Eltester war ja auch von kleiner Statur.» Der Experte nickte, er war mehr schweigsamer Natur und zündete umständlich einen Stumpen an. Er zog ein Blatt aus der Tasche und reichte es Pillevuit. O'Key nahm es ihm sanft aus den Händen. Es schien Pergament zu sein, sehr alt, mit vielen schwarzen Runzeln bedeckt und einer verwischten Schrift. Es sah aus, als sei das Papier mit großer Gewalt zerrissen worden. Die Buchstaben, die noch erkennbar waren, gehörten zu Worten, und O'Key entzifferte:

Nomi . . .
Recip . . .
Datu . . .
Atropa bell . . .
Mandrag . . .
Assa foe . . .
Misce sub sign . . . cum oleo amygda . . .

«Ich verstehe einiges. Offenbar handelt es sich um ein Rezept aus irgend einem alten Zauberbuch. Aber der Mann, der es geschrieben hat, muß Apotheker gewesen sein. Sie haben übrigens Glück, daß ich mich einmal mit Chemie beschäftigt habe, bevor ich den einträglicheren Beruf eines Reporters ergriffen habe. Das erste Wort ist ja leicht verständlich, die Anrufung irgend einer Gottheit, ‚Im Namen', wohl im Namen unseres Freundes mit den Fliegenflügeln, dessen Bekanntschaft wir auf der Münze gemacht haben. Wird Behemoth oder Abraxas oder sonstwie heißen. Dann kommt ‚Recipe', der Beginn eines Rezeptes. ‚Datu . . .' ist auf ‚Datura' zu ergänzen, das Nächste ist ‚Atropa belladonna' — ‚Tollkirsche', aber der alte Herr gibt nicht an, ob es sich um Blätter oder Wurzeln handelt, ist ja gleich; ‚Mandragora' kennen Sie sicher, die Alraunwurzel, die unter den Galgen wächst und menschliche Gestalt hat. Aber sie enthält ein Tropeïn, genau wie die beiden vorhergehenden Pflanzen. Dann das Feinste vom Ganzen, ‚Assa foetida' — faules Fleisch — und all diese Ingredienzien sind zu mischen mit Bittermandelöl, und zu mischen sind sie unter irgend einem astrologischen Zeichen, wahrscheinlich wenn der alte Jupiter in einem besonders wirksamen Hause steht. Uebrigens hat der große Arzt Paracelsus — von dem haben Sie doch gehört, Kommissar? — ebenfalls ein derartiges Rezept gegeben. Es ist Hexensalbe, Kommissar, und daß das Rezept dieser Hexensalbe gerade in der puritanischen Stadt Genf sich erhalten hat, ist eine zarte Ironie des Schicksals. Denn ich sage Ihnen vielleicht nichts Neues, wenn ich Sie daran erinnere, daß eine Hexensalbe zugleich ein sehr wirksames Aphrodisiakum war, eine Salbe, welche die Liebe weckte, und wenn ich Liebe sage, so meine ich deren fleischlichste Form.»

«Hören Sie auf, O'Key, haben Sie Mitleid mit mir.» Dem Kommissar standen große Schweißtropfen auf der Stirn. Aber der Staatsanwalt war aufgestanden; die Rollen schienen vertauscht zu sein, denn nun war es Herr de Morsier, der, einem Reporter gleich, mit gezücktem Bleistift und hungrigem Notizbuch, vor O'Key stand und sagte:

«Mein Herr, Ihre Ausführungen sind interessant, besonders die Namen, die Sie nannten, die Namen der Arzneimittel, haben einen wohlklingenden Laut. Darf ich um deren genaue Angabe bitten, ich gedenke, sie in einem Sonnett zu verwerten, das ich Ihnen widmen werde.»

O'Key verbeugte sich geschmeichelt.

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Auf der menschenleeren Place du Molard in Genf sinkt mitten in der Nacht ein junger Mann vor den Augen des Polizisten Malan ohnmächtig um. Zufällig taucht aus dem Dunkel der Professor der Psychologie, Dominicé, auf. Er ruft telephonisch den Krankenwagen herbei, während der Umschau haltende Polizist auf ein verdächtiges Individuum in Tennishosen stößt, das ihm jedoch entwischt. Im Spital wird der ohnmächtige junge Mann von Chefarzt Dr. Thévenoz und Assistenzarzt Dr. Wladimir Rosenstock untersucht. Die Diagnose lautet: Hyoscyamin-Vergiftung. Der Delegierte eines englischen Randstaates beim Völkerbund, Sir Avindranath Eric Bose, identifiziert den Patienten als seinen Sekretär Walter Crawley, doch wenige Minuten später stirbt der junge Mann, nachdem vorher unangemeldet eine niemandem bekannte Dame ins Krankenzimmer getreten und wieder verschwunden war. In der Rocktasche des Toten findet sich eine Einladungskarte von Professor Dominicé. Das beschäftigt die Polizei und beunruhigt Dr. Thévenoz und dessen Braut und Kollegin, Fräulein Dr. Madge Lemoyne, die Assistenzärztin in Dominicés Irrenanstalt ist. Die beiden fühlen sich von der Tatsache erschreckt, daß ein anderer junger Mann unter ähnlichen Symptomen ins Irrenhaus eingeliefert wurde, ein gewisser Corbaz, der bei Frau Jane Pochon in Untermiete wohnt, welche Frau bei Dominicé den Haushalt besorgt. Abends begegnen die beiden in einer Bar dem Professor, der Morphinist ist. Im gleichen Lokal verkehren zwei mit dem alten Herrn geheimnisvoll verbundene Persönlichkeiten, der Russe Baranoff und dessen Sekretärin Natalja Ivanovna Kuligina, in der Thévenoz die Frau erkennt, die kurz vor Crawleys Tod im Krankenzimmer auftauchte. Anderntags bringen alle Blätter Notizen über den seltsamen Tod des jungen Diplomaten. Am Telegraphenschalter der Hauptpost spielt sich eine Szene ab, aus der hervorgeht, daß Sir Boses Diener Charles vermutlich Geheimagent ist. Dieser Charles hatte einen jungen begabten Mitarbeiter des Intelligence Service, des britischen Geheimdienstes, herbeitelegraphiert, der Cyrill Simpson O'Key heißt und der dem Kommissär Pillevuit noch besonders von Staatsanwalt de Morsier empfohlen wird. Inzwischen wird in der Anstalt Bel-Air von der Haushälterin Pochon schon wieder ein Mieter, ein gewisser Nydecker, eingeliefert, ein Mann in weißen Tennishosen, und während sich Dr. Thévenoz und Madge Lemoyne über den Fall unterhalten, kommt die telephonische Kunde von Dr. Rosenstock, man habe den Apotheker Eltester in gleichem Zustand wie den jungen Crawley ins Spital eingeliefert. In die Untersuchung dieses neuen Falles greift nun auch O'Key ein, der den Kommissär Pillevuit bald für sich eingenommen hat. Er erklärt diesem einen seltsamen Fund: ein Seidenband, in welches hinein eine antike Münze gewickelt ist, eine Art Amulett, das im Zusammenhang mit irgendeiner Sekte stehen müsse. Des weitern stöbern die beiden Kriminalleute noch einen Wollshawl auf.

3.

Es war schon halb drei Uhr (vierzehn Uhr dreißig für Liebhaber moderner Zeitberechnung) als der Kommissar und der Reporter endlich zum Essen kamen. Sie hatten einen Umweg über das Spital gemacht: Dr. Thévenoz war nicht zu sprechen, aber Wladimir Rosenstock war entzückt, sein medizinisches Licht leuchten lassen zu dürfen. Die gleichen Erscheinungen, ließ er sich vernehmen, die man auch bei dem verstorbenen Crawley habe feststellen können. Hemmung aller Sekretionen, Schweiß- und Speichelabsonderung versiegt, Trockenheit im Munde, im Schlunde und in der Nase, Behinderung des Schling- und Sprechvermögens, Lähmung des Auerbachschen Plexus, scharlachgerötete, heiße trockene Haut, zeitweilige Erregungszustände. Man habe alles versucht, Magenspülung, kombinierte Kampfer- und Morphiuminjektionen. Aber der Mann sei alt, es bestehe wenig Hoffnung, ihn über den Berg zu bringen.

Und wann etwa der Mordversuch anzusetzen sei? wollten die beiden Herren wissen. Rosenstock machte einige Schlittschuhläuferschritte durchs Zimmer. Das sei schwer zu sagen, meinte er, der Apotheker sei gefunden worden, wann? Um halb elf etwa? Und gegen zwölf Uhr sei er eingeliefert worden? Die akuten Symptome seien da schon ziemlich zurückgegangen . . . Ob die Herren keinen Anhaltspunkt hätten? Da meldete sich O'Key und teilte mit, daß ein Zeuge gegen sechs Uhr morgens aus dem Laden Schreie und Poltern gehört habe. «Das könnte stimmen», meinte Rosenstock. «Fünf bis sechs Stunden wird die Vergiftung alt sein, aber es ist weiter nichts als eine Vermutung.» Dann wollte Pillevuit noch wissen, wo sein Bekannter, Dr. Thévenoz, sei. Aber da hüllte sich Rosenstock in Schweigen. «Er mußte einen Besuch machen, einen eiligen Besuch.» — «Einen Krankenbesuch?» wollte der neugierige O'Key wissen. — «Man kann es auch einen Krankenbesuch nennen», meinte Rosenstock reserviert. «Uebrigens habe ich zu tun, und Sie müssen mich entschuldigen.» Er schien eines jener Kinderspielzeuge (Trottinette nennt man sie) zu besteigen und verschwand auf diesem unsichtbaren Vehikel aus dem Zimmer.

Nun saßen also die beiden in einer Pinte; sie lag in einem jener kleinen Gäßchen, die in der Umgebung des Justizpalastes ein von jeder Modernität verschontes, stillbeschauliches Leben führen. Der Wirt war ein Franzose, ehemaliger Chef de cuisine, kochte ausgezeichnet, kaufte seinen Wein selbst. Die Beize war ziemlich unbekannt.

«Prost!» sagte Kommissar Pillevuit und stieß mit seinem neuen Freunde an. O'Key nickte. Der Wein war gut. Dann aßen die beiden schweigend, und ich muß es mir leider versagen, das Menü wiederzugeben. Denn es waren Speisen, die nur Gastronomen bekannt sind, und da diese Rasse am Aussterben ist, hat es keinen Sinn, auf sie Rücksicht zu nehmen.

Gegen die niederen Fensterscheiben prasselte der Regen, ein Gewitter ging nieder, es war dunkel im kleinen Raum, der Wirt schaltete das Licht ein, brachte dann dicken türkischen Kaffee in Kupferpfännchen. Dann war es sehr still im Raum, bis Pillevuit schließlich sagte: «Nun?»

«Zeugenaussagen», meinte O'Key. «Die Gemüsehändlerin Malvida Turettini, Witwe, kinderlos, hat ihren Laden am Morgen um fünf Uhr geöffnet. Da sie schräg gegenüber der Apotheke wohnt und Eltester sie von jeher interessiert hat, weil er merkwürdige Besuche erhielt, wirft sie jeden Morgen beim Oeffnen ihres Ladens einen Blick auf die Apotheke. Die Rolläden waren heruntergelassen, doch meinte sie zwischen den Ritzen Licht schimmern zu sehen, was sie erstaunte, da es bekanntlich jetzt, im Sommer, schon um vier Uhr morgens ganz hell ist. Um halb sechs tritt sie zufällig vor ihre Türe, um ihre Gemüseauslage in Ordnung zu bringen und hört aus der Apotheke Lärm. Die Gasse war zu dieser Zeit fast menschenleer, nur in der Rue de Carouge war ein Trupp Arbeiter zu sehen. Frau Turettini kann sonst nichts angeben. Ihr Geliebter, Gaston Faillettaz, Mechaniker in einer Autofabrik, hat am Abend vorher, als er gegen zehn Uhr aus der Kneipe kam, hinter den schon herabgelassenen Läden der Apotheke singen gehört. Er bezeichnet das Geräusch als Singen, und als ich ihn fragte, was er denn unter Singen verstünde, Volkslieder oder Grammophonmusik, schüttelte er den Kopf: ‚Wie wenn man an katholischen Kirchen vorbeigeht, so hat 's geklungen', behauptete er. Der Zeitungsverkäufer André Gattineau muß schon . . .»

«Halt», rief Pillevuit, «ich habe eine Frage. Wie kam es, daß Sie etwas von dem Mordversuch wußten? Sie hatten doch Ihre Untersuchung schon beendigt, als wir die Entdeckung des kranken Eltester machten?»

O'Key spielte mit einem silbernen Kettchen, das um sein Handgelenk lag. «Ich bin eben früher aufgestanden», sagte er lächelnd. «Und ich kann Ihnen da nichts weiter erzählen, weil Sie sonst auf falsche Gedanken kämen. Lassen Sie mich lieber fortfahren. Der Zeitungsverkäufer Gattineau, der schon um fünf Uhr bei der ‚Tribune' sein muß, um die Morgenblätter zu erwischen, die er in den Dörfern verkauft, hat um halb fünf Uhr einen älteren Herrn gesehen, mit weißem gelocktem Bart, der mit einer sehr dicken Frauensperson die Straße hinunterging. An der Ecke der Rue de Carouge waren diese beiden verschwunden. Gattineau glaubt, die beiden hätten ein Taxi genommen. Paßt diese Beschreibung auf irgend jemanden, den Sie kennen, Kommissar?»

«O'Key! Hervorragend!» Der Kommissar hüpfte wie ein Rugbyball bei einem Match. «Der Professor! Ich habe immer gesagt, der Professor ist in die Sache verwickelt. Wer hat Crawley ins Spital geschickt? Ich frage Sie, wer hat Crawley . . .»

«Sie lieben rhetorische Fragen, Kommissar», stellte O'Key mit strenger Stimme fest. «Wir wissen, daß der Professor in der Sache, die uns beschäftigt, eine Rolle spielt. Aber welche Rolle? Wer war die Frau, die ihn heute morgen begleitete? Wissen Sie das?»

«Ich? Nein.»

(Fortsetzung Seite 812)

«Sie sollten es aber wissen. Wozu haben Sie sonst einen Ihrer Leute vor dem Hause des Professors postiert? He? Und einen untauglichen noch dazu? Sie haben mich gefragt, wieso ich von dem Mordversuch hier Kenntnis erhalten hätte? Weil ich dem Professor gestern abend gefolgt bin. Ein Auto hat ihn um neun Uhr abgeholt. Es ist bei seinem Hause vorgefahren, hat kaum zehn Sekunden gehalten, gehornt, der Professor ist aus der Haustür und mit einem Satz in den Wagen gesprungen, — fort war er. Ihr Polizist hatte gerade ein wichtiges Gespräch mit der Kellnerin in der Kneipe, die dem Hause des Professors gegenüberliegt. Ich bin ihm nachgefahren, dem guten Professor, er hat sehr geheimnisvoll getan, als er in der Apotheke verschwand. Ich habe gewartet bis Mitternacht. Um elf Uhr ist die dicke Dame, die heute morgen mit ihm fortgegangen ist, angekommen, hat geklopft, ist eingelassen worden. Ich bin dann schlafen gegangen. Aber heute morgen war ich schon zeitig wieder da. Hat übrigens der Polizist Malan von mir gesprochen?»

«Malan? Gesprochen? Von Ihnen?» Pillevuit schüttelte ratlos den Kopf. «Nein, er hat gesagt, ein kleiner Junge habe ihm aufgeregt mitgeteilt, die Apotheke sei noch immer geschlossen, und man höre Stöhnen durch die Türe. Und da sei er eben hingegangen. Die Türen seien offen gewesen, das heißt, die Türe, die vom Hausgang in die Wohnung führt, und die Tür von der Wohnung in den Laden. Und dann hat er mich gleich angerufen, als er den Körper gesehen hatte.»

«Sehen Sie, Kommissar, Sie müssen nicht böse werden, aber Ihre Leute arbeiten unexakt. Malan ist fortgelaufen, und Sie können sich vorstellen, welch eine Aufregung es in einer kleinen Gasse hervorruft, wenn ein uniformierter Polizist aus einem Hausgang herausstürzt. Die Gemüsefrau wollte gleich schauen gehen, was los war, sie rief ihre Nachbarinnen herbei, es waren spielende Kinder auf der Straße. Diese ganze Meute wollte den Laden stürmen. Da hab ich mich vor den Eingang gestellt, habe nur ‚Polizei' gesagt und das Abzeichen meines Tennisklubs gezeigt, das ich hier unter dem Rockaufschlag trage. So habe ich Ihnen doch die Jungfernschaft dieses Falles gerettet, und dafür müssen Sie mir dankbar sein.»

«O'Key . . .», Pillevuits Augen glänzten feucht, war es die Rührung, war es der Alkohol, oder vielleicht beides? — «O'Key, Sie sind ein Freund. Was soll ich nun tun?»

Der Reporter stellte freudig fest, daß die ausgeworfenen Enterhaken nicht mehr zu entfernen waren. Doch als er antworten wollte, unterbrach ihn Pillevuit wieder:

«Nein, Sie sollen mich nicht für ganz borniert halten. Ich will versuchen zusammenzufassen: Wir haben also zwei mysteriöse Vergiftungsfälle, einen fremden Sekretär und einen Genfer Apotheker. Beide werden, so scheint es, durch das gleiche Gift zu ermorden versucht. Es muß also ein Bindeglied zwischen den beiden zu finden sein. Da haben wir Professor Dominicé, er kennt Crawley, er kennt, wie Sie behaupten, auch den Apotheker. Beide Male war er in der Nähe, als das Verbrechen begangen wurde. Wir finden beidemale ein Bündel Drähte, wie sie zu jeder Pravazspritze geliefert werden. Wir stellen ferner fest, daß der junge Sekretär am Abend seines . . . seines Unfalls eine Einladung des Professors erhalten hatte. Wir finden ferner bei dem Apotheker Dinge, die auf das Hineinspielen einer okkulten Sekte deuten. Wir wissen ferner, daß der Professor sich mit spiritistischen Phänomenen beschäftigt hat, daß seine Haushälterin früher Medium war — Donnerwetter», unterbrach sich Pillevuit, «die dicke Frau, die mit dem Professor aus dem Hause des Apothekers gekommen ist, ist das . . .?»

«Natürlich ist sie das, nur weiter, Kommissar.»

«Ja, jetzt weiß ich nicht weiter. Denn einerseits behauptet die indische Exzellenz, ihr seien wertvolle Dokumente entwendet worden, und diese Dokumente habe Crawley gehabt. Also ein Mord mit einem klaren, politischen Hintergrund. Aber beim Apotheker scheint etwas anderes mitzuspielen. Eben dieses Hexenrezept, und die Münze und die gelbe Stirnbinde. Sagen Sie, O'Key, was ist 's eigentlich mit diesen Hexensalben?»

«Die Hexensalben? Ein Rauschmittel, mein Lieber. Die armen Frauen hatten Visionen, sie meinten zu fliegen. Sie rieben sich mit der Salbe ein, gewöhnlich die Körperstellen, wo die Haut dünn war, Achselhöhlen und so weiter, dann klemmten sie sich einen Besenstiel zwischen die Beine, legten sich aufs Bett, sagten: ‚Obenauß und nirgent an', und dann flogen sie zum Kamin hinaus, auf den Blocksberg oder sonst wohin, nach Thessalien, was weiß ich, und trieben dort Unzucht mit dem Teufel, dem Abraxas, dem Behemoth, dem Herrn der Fliegen und anderen Gewürms. Ja. So ging die Sache vor sich. Und dafür wurden sie verbrannt. Wenn man nämlich ein Teufelszeichen an ihrem Körper entdeckte. Und ich habe mir sagen lassen, der Apotheker sowohl als auch der junge Mann hätten in der Ellbogenbeuge einen Einstich gehabt, mit einem roten Hof darum, und das sah aus, wie eine ungeschickt gemachte, intravenöse Injektion. Vielleicht war es auch etwas anderes.»

Sie haben sicher schon Heu gesehen, das Pech gehabt hat. Es war halb trocken, dann regnete es drauf, dann trocknete es wieder, dann wurde es wieder naß, und dann wurde es eingeführt, noch halb feucht. Genau wie dieses Heu sah Pillevuits Bart aus. Er war matt und unansehnlich, gar nicht mehr stolz wogend, wie eine blonde Fahne.

4.

Madge Lemoyne hatte die Abendvisite in aller Eile erledigt. Sie wollte in die Stadt, sie war unruhig. Wem sollte sie von ihrem merkwürdigen Patienten erzählen? Sie beschloß Professor Dominicé aufzusuchen und mit ihm über Jane Pochon zu sprechen. Als sie mit ihrem Zweisitzer gegen fünf Uhr vor dem Hause des Professors hielt, sprang Ronny als erster aus dem Wagen. Er ging kläffend auf einen Mann los, der an einer Straßenecke stand und in die Luft starrte. Der junge Mann (er war lang, sehr lang, trug rote drahtige Haare über einem mit Sommersprossen besäten Gesicht) schnalzte auf sonderbare Art mit der Zunge, stieß Laute aus, die wie ein zerquetschtes Gebell klangen, worauf Ronny einen kurvenreichen Freudentanz aufführte und den Mann stürmisch begrüßte. Auf die Rufe seiner Herrin hörte er nicht. Madge mußte näher kommen und den Hund am Halsband packen, auch das nützte wenig. Ronny erstickte fast an seiner Freude.

Der Fremde verbeugte sich vor Madge (den Hut konnte er nicht ziehen, denn er war barhaupt). «Entschuldigen Sie», sagte er, «Cyrill Simpson O'Key.»

«Oh, Sie sind Engländer?» fragte Madge und wurde rot. Das ärgerte sie, denn schließlich war sie eine berufstätige Frau und kein Backfisch, der errötet, wenn er von einem Herrn angesprochen wird. Das weitere Gespräch wurde auf Englisch geführt.

«Ich bin Ire», sagte O'Key todernst und tätschelte Ronny, der vor Begeisterung über die neue Bekanntschaft fast in hysterische Krämpfe verfiel.

«Kennen Sie denn Ronny?» fragte Madge.

«Nein», O'Key wackelte ein wenig mit der Nase, was Madge zum Lachen brachte. «Ich kenne nur die Airedaler-Sprache und weiß, wie man einem Hunde ein Kompliment zu machen hat.»

Darauf entstand ein Schweigen. Ronny bellte hinter einem Radfahrer her, der einen großen Korb auf dem Rücken trug. Ronnys Antipathie gegen die moderne Technik erstreckte sich auch auf Fahrräder.

«Ja, ich muß weiter», seufzte Madge, und sie empfand ihr Seufzen selber als unmotiviert. «Einen Besuch machen.»

«Oh», sagte O'Key, «Sie wollen in dieses Haus? Zu dem Professor? Nehmen Sie sich in acht, Miß Lemoyne, der Professor wird beobachtet.»

«Beobachtet?» Madge war erschrocken. «Von wem denn?»

«Erstens von mir. Denn auch ich muß ihn sprechen und weiß nicht recht, wie ich es anstellen soll. Ihn einfach besuchen geht nicht, ihn auf der Straße abfangen gefällt mir nicht. Ich weiß nicht recht, was ich tun soll. Wissen Sie mir keinen Rat?»

«Ja, warum wollen Sie ihn denn sprechen? Wer sind Sie eigentlich?» wollte Madge wissen.

Das sei immerhin schwer zu definieren, erwiderte O'Key (und ganz verschwommen kam es ihm zum Bewußtsein, daß es ihm Schwierigkeiten machte, die Frau neben ihm anzulügen; sie gingen auf und ab, und Ronny versuchte während dieser Zeit die psychologischen Reaktionen eines Köters zu prüfen, der traurig an einer Ecke saß, indem er diesen Hund sachlich in den Schwanz kniff, — Ronny war nicht umsonst der Hund einer Seelenärztin) ja, wiederholte O'Key, er sei also eigentlich Reporter und von seiner Zeitung ausgesandt, um über eine dunkle Angelegenheit zu berichten. Es sei da ein junger Engländer, ein Diplomat, auf ziemlich mysteriöse Art in die Gefilde der Seeligen hinübergewechselt (Madge schaute bei dieser Ausdrucksweise kurz auf, schwieg aber) und das Londoner Publikum fühle sich von geheimnisvollen Begebenheiten nur allzu sehr angezogen. Als ob der Tod eines chinesischen Kulis nicht ebenso geheimnisvoll sei. Aber Kulis gebe es eben Millionen und diplomatische Sekretäre nur eine kleine Menge und das erkläre vielleicht zum Teil das Interesse eines hungrigen Publikums. Nun ja, kurz und gut, der Professor Dominicé scheine da etwas zu wissen, über den Tod dieses Sekretärs Crawley, und da sei noch die Geschichte mit dem Apotheker, die sei auch düster, und auch da habe der werte Gelehrte seine Hand im Spiele, es empfehle sich daher ein Interview zu riskieren, nicht wahr? «Lachen Sie», befahl O'Key plötzlich streng, dann stieß er selbst ein Gewieher aus, das seine Zähne zeigte.

«Warum?» Hatte Magde es mit einem Verrückten zu tun? Aber der vielleicht Verrückte ließ ihr keine Zeit, auch nur den Versuch einer Diagnose zu stellen, er hatte ihren Arm gepackt.

«Lachen Sie», befahl er wieder, «es muß aussehen, als ob wir alte Bekannte wären, und Sie müssen denken, ich hätte Ihnen soeben einen fabelhaften Witz erzählt. Hahaha», und Magde lachte ängstlich mit. «Noch einmal!» Und noch einmal lachte Madge.

«Ich will Ihnen erklären, warum. Dort drüben an der Ecke steht ein reichlich unsympathischer Zweibeiner mit eingefettetem Schnurrbart, einer fettigen Krawatte und seine Hose hat Wülste über den Knien. Das ist Herr Dériaz, dem soeben telephonisch ein Rüffel überwiesen worden ist, und zwar von meinem Freunde, dem Kommissar Pillevuit. Weil nämlich besagter Geheimpolizist Dériaz gestern abend nicht aufgepaßt hat. Und nun geht es den Herrn gar nichts an, wer Sie sind, und in welchen Beziehungen Sie zu dem Professor stehen. Wir werden also zusammen den Professor besuchen, und Herr Dériaz wird dann seiner Behörde mitteilen können, daß ein Herr und eine Dame . . . nun ja, das wird er schon gut machen.»

VIERTES KAPITEL

1.

Professor Dominicé führte ein unregelmäßiges Leben. Aber dies störte niemand, da er keine Familie und keine besorgte Gattin hatte. Wohl wurde er von seiner Haushälterin, eben jener Jane Pochon, deren Anblick auf die Seelenärztin Madge Lemoyne so niederdrückend wirkte, ausgiebig tyrannisiert, aber der Professor war über diese Tyrannei hoch erhaben. Er fühlte sie kaum.

Er führte ein unregelmäßiges Leben, sagten wir. Das heißt, er machte die Nacht zum Tag, stand spät auf, erst gegen Mittag, brauchte dann zwei, drei Stunden, bis er das Elend eines neubeginnenden Tages überwunden hatte; darum hatte er auch seine Vorlesungsstunden auf den Nachmittag gelegt. Er las an der Universität zwischen fünf und sechs Uhr und dies nur dreimal in der Woche, es war mehr ein Ehrenamt als ein Beruf. Obwohl zu sagen ist, daß Professor Dominicé in diesen drei wöchentlichen Stunden wahrscheinlich Wichtigeres zu sagen hatte, als gewisse seiner Kollegen in langatmigen Vorlesungen.

Heute war Professor Dominicé erst um zwei Uhr aufgestanden. Als er um sechs Uhr morgens heimgekommen war, hatte er gar nicht sein Schlafzimmer aufgesucht, sondern sich angekleidet auf das Sofa gelegt, das in seinem Arbeitszimmer stand. Nur den grauen Gehrock hatte er sorgfältig über einen Stuhl gehängt, den steifen Kragen darauf gelegt und die breite Plastronkrawatte unter einige Wälzer auf seinem Schreibtisch zum Glätten ausgebreitet. Hernach war er durch einen zähen Schlaf geschwommen, einen unruhigen und quälenden, so wie man durch ein bewegtes Wasser schwimmt, dessen Wellen bedrohend wirken. Aber selbst diesen Schlaf, so unruhig er auch gewesen war, hatte er noch als Wohltat empfunden, dem Erwachen gegenüber: dies war nun bewußte, graue Pein, aus der es keine Fluchtmöglichkeit gab.

Der Professor stand auf, ein nervöses Gähnen, das sich stets wiederholte und sich durch keinen Willensakt

DER BRIEF

Im Regenwasser heute schwamm
Ein aufgeweichter Brief.
Es trieb ihn an den Straßendamm,
Die Schrift war zart und schief.

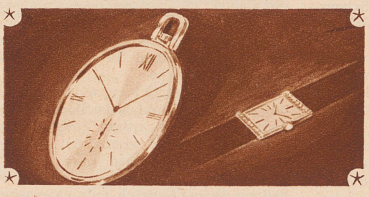
Und in dem nassen Briefe stand,
«Du hast mich nicht mehr lieb.
Ich bin nun wirklich ganz allein,
Verzeih mir, daß ich schrieb.

Es sind von Dir noch Hemden da,
Ich glättete sie heut.
Ich habe dazu sehr geweint,
Weil mich jetzt nichts mehr freut.

Ich weiß nun nicht, es ist so schwer,
— Wenn Du noch bei mir wärst. —
Ob du mir mit der Eisenbahn
Jetzt aus dem Herzen fährst?

Dies ist nun wohl mein letzter Brief,
Da Du nicht nach mir frägst,
Vielleicht, daß Du ihn einen Tag
Noch auf dem Herzen trägst.»

Emil Gerber



Eine gute Schweizeruhr
das vornehmste Geschenk,
ein Andenken von dauerndem Wert.

Une bonne montre suisse,
un cadeau par excellence,
un souvenir précieux.

Un buon orologio svizzero
Un regalo signorile,
Un ricordo di valore.

A good Swiss watch,
A genuine gift,
Souvenir of lasting value.

Nicht reizen,

ERNÄHREN SOLLEN SIE IHRE KOPFHAUT

Gegen Haarausfall suchte man sich bisher dadurch zu schützen, dass man die Kopfhaut durch Massage zu neuer Tätigkeit anregte. Das hilft vorübergehend in manchen Fällen. Wenn aber der Haarboden einmal erschöpft ist, nützt keine Reizung mehr. Hier hilft nur eine natürliche Ernährung, wie sie **SÉNÉGOL** bewirkt.

SÉNÉGOL ist ein Kraftstoff aus tropischen Pflanzensäften, ohne jede chemische Beimischung. Die Neger Innerafrikas kennen dieses Mittel schon seit Jahrhunderten. Durch den französischen Forscher Dr. Morel wurde es nach Europa gebracht und hat auch hier die gleiche Wunderwirkung wie im Innern Afrikas. Selbst auf Glatzen wachsen neue Haare!

Machen Sie einen Versuch mit **SÉNÉGOL.** Es hilft, vorschriftsgemäss angewendet und wo noch Haarfollikel vorhanden sind, in allen Fällen, selbst dort, wo andere Mittel versagten. Verlangen Sie heute noch eine Flasche zu Fr. 7.50 oder, noch besser, die vorteilhafte Kurpackung von drei Flaschen zu Fr. 20.—. Mit **SÉNÉGOL** erleben Sie keine Enttäuschung.

SÉNÉGOL hilft

SÉNÉGOL ist in Coiffeurgeschäften, Drogerien und Apotheken erhältlich.
Preis für eine Flasche Fr. 7.50
Kurpackung: 3 Flaschen Fr. 20

Alleinvertrieb für die ganze Schweiz:

CLERMONT & FOUET
PARIS GENÈVE

Cigares Weber Menziken

unterdrücken ließ, trieb ihm die Tränen in die Augen. Er ging ins Schlafzimmer, wusch sich, bürstete mit zwei Bürsten seinen Apostelbart, sah lange in den Spiegel, schüttelte den Kopf: er fand sich abstoßend, murmelte Worte, die übersetzt etwa: «grausige Fresse» bedeuteten, ging wieder ins Arbeitszimmer zurück, legte Kragen und Krawatte an, schloß eine Schublade auf und entnahm ihr eine Flasche, die mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war. Dann war ein zitterndes Klirren zu hören; es war sehr still im Zimmer. Der Professor seufzte tief auf, er blieb noch einige Augenblicke sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, das Gähnen hatte aufgehört, trocken wurden seine vorher tränenden Augen, und die Pupillen verengerten sich; sie waren schließlich genau so groß wie Stecknadelköpfe.

Wir wollen nicht allzu geheimnisvoll tun. Professor Dominicé war Morphinist, und dies seit einem Jahre. Wenige Leute nur wußten von dieser Tatsache, die wohl in seinem Leben keine allzueinschneidende Rolle gespielt hätte, wenn durch sie nicht eine rastlose Neugierde in ihm erwacht wäre, eine Neugierde, die ihn dazu trieb, die Wirkung der verschiedenen Nervengifte am lebenden Objekt zu studieren. Doch davon später.

Zwei Stunden saß der Professor ungestört an seinem Schreibtisch, der kleine Haufen Zettel, der links neben ihm lag, wurde immer dünner, während rechts von ihm die ins reine geschriebenen Foliobogen den schon vorhandenen Stoß vermehrten. Von Zeit zu Zeit nahm er seine Zuflucht zu der Flasche, dann war das leise Klirren im Raume wieder zu hören. Auf dem Schreibtisch brannte die Lampe, die Läden vor den Fenstern waren geschlossen, der Professor haßte das Tageslicht. Und beim Lichte der Lampe betrachtete er manchmal die Hand, welche die Feder hielt, es war eine magere Hand, mit jugendlicher Haut, ohne die blauen hervortretenden Venen, die sonst Greisenhände verunzieren, und jedesmal, wenn der Professor diese seine Hand betrachtete, schüttelte er den Kopf, so, als betrachte er einen fremden, unsympathischen Gegenstand.

Schwerfällig stand er auf, als die Türglocke schrillte. Er nahm noch einen tiefen Zug aus der soeben gedrehten Zigarette, murmelte einen undeutlichen Fluch über Jane Pochon, die immer noch nicht erschienen war, und ging dann öffnen.

«Mein liebes Kind», sagte er, und es war wirklich Freude in seiner Stimme, «wie freundlich von Ihnen, mich besuchen zu kommen. Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie habe warten lassen, aber ich war in meine Arbeit vertieft. Aber Sie sind nicht allein? Nun, auch Ihr Begleiter ist mir willkommen.»

O'Key wurde vorgestellt. Er verbeugte sich, die drei traten ins Zimmer, der Professor befreite einige Stühle von ihrer papiernen Last, lud mit breiter Armbewegung zum Sitzen ein, ließ sich selbst vor dem Schreibtisch nieder und stellte die Lampe so, daß sie wie ein Scheinwerfer ins Zimmer blendete, während sie seinen Kopf im Schatten ließ; dann faltete er die Hände und sagte: «Nun?» Aber bevor noch seine Besucher antworten konnten, störte ein Kratzen an der Türe: Ronny begehrte Einlaß, er fand es taktlos, daß man ihn draußen hatte stehen lassen, im dunkeln Vorraum, wo es nichts Interessantes zu erleben gab.

«Mein Gott», sagte Dominicé, «wir haben den Hund vergessen», und er ging zur Türe, um sie zu öffnen.

Ronny begrüßte den Professor demutsvoll und freudig. Er war dem Professor zugetan, auf eine sonderbar respektvolle Art, so, als habe er einen guten Begriff von dessen geistiger Ueberlegenheit. Sein Benehmen ihm gegenüber war ohne Familiarität, er sprang nicht an ihm hoch, sondern hob nur die rechte Vorderpfote, die der Professor auch, sich niederbückend, vorsichtig schüttelte. Nach dieser Begrüßung war Ronny zufrieden, er wartete noch, bis der Professor sich gesetzt hatte, dann erst ließ er sich nieder, rieb noch ein wenig seine zottige Schnauze an den Schuhen des bärtigen Gottes und schloß mit einem tief befriedigten Seufzer die Augen.

«Professor», eröffnete Madge die Unterredung, «Sie machen mir Sorge. Wissen Sie, daß die Polizei sich für Sie interessiert?»

«So? Das wundert mich nicht. Die Polizei leidet, wie mir scheint, unter der allgemeinen Arbeitslosigkeit. Auch sie hat nicht genügend zu tun, darum beschäftigt sie sich mit meiner im kriminologischen Sinne wohl herzlich unbedeutenden Persönlichkeit.»

Darauf schien es den beiden Besuchern, als lächle der Professor (seine Züge waren kaum erkennbar im Schatten) und er verschränkte friedlich seine sehr weißen Finger.

«Professor», sagte Madge, «ich würde die Sache nicht zu spaßhaft nehmen. Unten vor Ihrer Türe steht ein Geheimpolizist, der Sie beobachten und wohl auch Ihre Flucht verhindern soll.»

«Flucht? Aber, mein liebes Kind, ich denke doch gar nicht an Flucht. Ich bin ein alter, harmloser Mann, der ein vielleicht nicht ganz regelmäßiges Leben führt, aber das ist doch noch kein Grund zu einer Verhaftung. Oder?»

O'Key mischte sich ein.

«Wo waren Sie letzte Nacht, Professor?»

Es entstand ein Schweigen, das so schwer im Raum lag, daß Ronny plötzlich die Augen aufschlug, hellwach, den Kopf hob, ein rollendes Stöhnen hervorgurgelte — aber ein sanfter Klaps des Professors beruhigte ihn wieder.

«Mein junger Freund», sagte Dominicé, und einen Augenblick war sein Gesicht hellbeleuchtet, als er sich vorbeugte, «glauben Sie nicht, daß dies eine Privatangelegenheit ist?»

«Nein», sagte O'Key, es klang nicht unfreundlich, nur respektvoll und feststellend. «Denn dort, wo Sie diese Nacht waren, ist ein Verbrechen geschehen.»

«Nun, wenn Sie wissen, wo ich gewesen bin, so ist Ihre Frage müßig, mein junger Freund, so ist sie eine Untersuchungsrichterfrage und ich wäre sehr dafür, daß wir dieses Gespräch, falls wir es weiterführen wollen, doch mit menschlichem Anstand fortsetzen. Oder sind Sie ein Emissär der Polizei?»

«Herr O'Key», sagte Madge und wurde rot, «ist ein Reporter, den eine Londoner Zeitung zur Aufklärung von Crawleys Tode nach Genf geschickt hat.»

«So, von Crawleys Tode ...» Dominicé zerdehnte die Worte. «Und an Crawleys Tode soll ich wohl auch schuldig sein.»

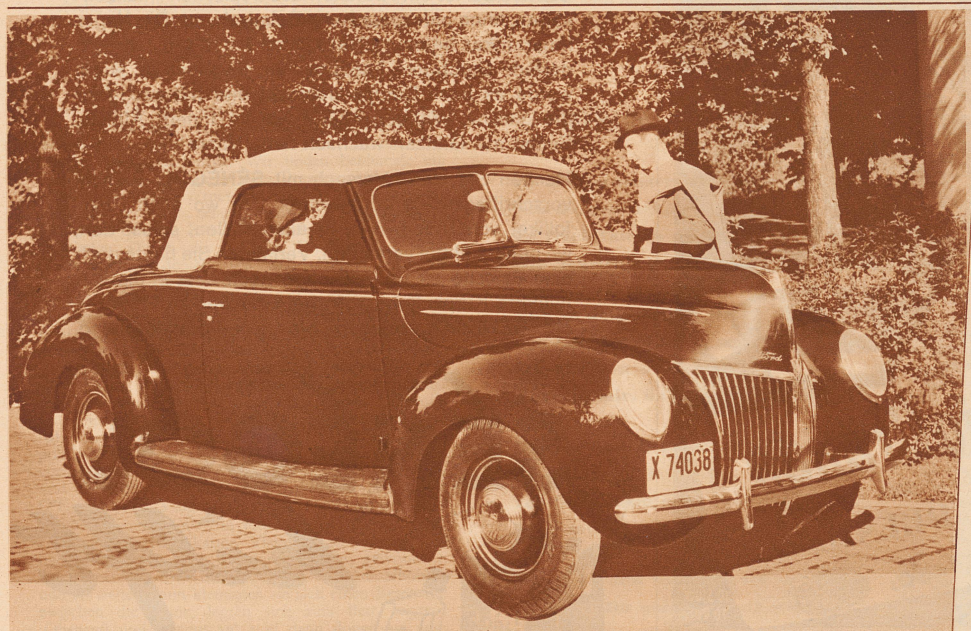
«Es scheint so», sagte O'Key gereizt. Er war über sich selber ärgerlich, denn er mußte sich gestehen, daß der alte Herr da vor ihm auf eine absonderliche Art bedrückend wirkte. Nicht nur, daß es den Eindruck machte, als habe sich der Professor mit einem gläsernen Panzer umgeben, der ihn unantastbar machte, auch sein ganzes Gehaben zeugte von einer Ueberlegenheit, die niederdrückend wirkte, vielleicht gerade weil sie dem alten Herrn gar nicht bewußt war. «Woher kamen Sie, als Sie in jener Nacht Crawley fanden?»

«Ich bin ein Nachtwandler, lieber Freund», sagte der Professor mit einer entwaffnenden Herzlichkeit. «Ich bin spazieren gegangen, weil die Nacht schön war, ich habe zuerst die Wellen des Sees belauscht und die Gespräche der Bäume, dann habe ich versucht, die Geschichten zu enträtseln, die auf den Fronten der Häuser eingegraben sind, in Rissen und Sprüngen, und nur wenige vermögen diese Schrift zu entziffern. Da habe ich zufällig Crawley gefunden ... und ihn nicht einmal erkannt.»

«Flüchten Sie nicht in die Lyrik, Professor. Crawley war an jenem Abend bei Ihnen, oder wollen Sie das leugnen?»

«Leugnen?» wiederholte Dominicé, «was für sonderbare Worte gebrauchen Sie, mein junger Freund? Ich habe nichts zu verbergen. Crawley war bei mir, das ist

(Fortsetzung Seite 816)



Der ideale Wagen für Ausflüge und Tourismus

DER FORD V-8 "DE LUXE" CABRIOLET

AARAU Fritz Brack, Gais-Garage, Buchserstr. 19
BADEN . Fritz Wymann, Garage, Römerstraße 1
BASEL . . . . . Autavia A. G., Hardstraße 14
BERN. . . . . Willy & Co., Laupenstraße 22
BIEL . Grand Garage du Jura S.A., 18, rue Goüffi
BURGDORF
W. Bärtschi, Bahnhof-Garage, Ob. Kirchbergstr. 41
CHUR . . . . . Central-Garage der Rhät. Lagerhaus A. G., Gürtelstraße 15
GLARUS . . . . . Kaspar Milt, Auto-Garage
FRAUENFELD W. Merz & Co., Bleichestraße 6a
LANGENTHAL . . Central-Garage, Ernst Geiser
LUZERN . . . . . Th. Willy, Bundesplatz 6
NEUHAUSEN Gerhard Bührer, Centralstraße 121
OLTEN G. R. Pilloud, Ing., offiz. Ford-Vertretung
RAPPERSWIL . . . Garage Helbling, G. m. b. H.
ST. GALLEN
Müller & Häne, St. Leonhard-Garage, Bogenstraße
SCHWYZ . . . . . P. Dürrer, Auto-Garage
SOLOTHURN . . . . . Touring-Motor A. G.
SURSEE . . . . . O. u. R. Wyder, Auto-Garage
THUN . . . . . R. Pulver, Bahnhof-Garage
WINTERTHUR Werner Frick, St. Gallerstraße 16
ZÜRICH Tip-Top-Garage A.-G., Seehofstraße 16

BIENNE Grande Garage du Jura S.A., 18, rue Goüffi
FRIBOURG
Daler Frères, Garage Capitole, route Neuve
GENÈVE Autohall Servette S. A., 2, Place du Lac
LAUSANNE
Garage du Closelet, Rob. Genton, 11, av. d'Ouchy
LE LOCLE . . . . . Garage des Trois Rois S.A.
LUGANO Garage L. Casanova, Via San Gottardo
MONTREUX . . . . . L. Mettraux & Fils,
Garage du Kursaal S. A., avenue du Théâtre
NEUCHATEL
Grand Garage C. A. Robert, 31, Faubourg du Lac
PAYERNE
Les Hoirs de Paul Ischy, 1, Place de la Foire
PORRENTRUY . . . . . Electro Garage Vallat
SION . . . . . Garage Valaisan, Kaspar Frères
YVERDON . Louis Spaeth, rue Roger de Guimps

Ford

VERLANGEN SIE KATALOG ODER UNVERBINDLICHE VORFÜHRUNG

wahr, er interessierte sich für eine neue Arbeit von mir, die er ins Englische übertragen wollte. Ueber diese Arbeit sprachen wir. Und dann verließ er mich, es mochte gegen elf Uhr sein. Und als ich seinen Körper sah, später in der Nacht, so ist es gar nicht erstaunlich, daß ich ihn nicht erkannte. Das Gesicht war verkrampft, Crawley war halb entkleidet, und Sie werden selbst wissen, wie sehr ein Mensch durch seine Kleidung verändert wird.»

«Aber, daß er vergiftet war, das wußten Sie sofort?»

«Gifte! Gifte, lieber Freund sind meine Spezialität, die letzten Jahre habe ich mich mit den Wirkungen der Gifte beschäftigt. Fragen Sie Dr. Thévenoz, meinen Schüler. Die Gifte verändern die Seele, nicht wahr, liebes Kind?» Dominicé wandte sich an Madge, die schweigsam dasaß und mit ängstlich verzerrtem Mund dem Redekampf der beiden Männer folgte. Aber Madge antwortete nichts.

«War Eltester, der Apotheker, ein guter Freund von Ihnen?» bohrte O'Key weiter, «besuchten Sie ihn oft? Waren Sie so gut mit ihm bekannt, daß Sie auch nächtelang mit ihm zusammensein konnten?»

«Sie werden indiskret, junger Mann, und ich bewundere meine Geduld, die mich Ihr Fragen ertragen läßt.»

O'Key wollte auffahren, da aber legte Madge ihre Hand auf seinen Arm. «Ruhig, O'Key, so kommen wir nicht weiter. Sie müssen uns nicht für neugierig halten, Professor, wir wollen Ihnen doch helfen, verstehen Sie das nicht? Wissen Sie nicht, daß Sie in einer bösen Situation sind? Ich habe O'Key zu Ihnen gebracht, damit er Sie kennenlernt, damit er versteht, daß es unmöglich ist, Sie zu beschuldigen, aber Sie dürfen es mir nicht zu schwer machen.»

Wahrhaftig, Madge hatte Tränen in den Augen, ratlos stand Ronny in der Mitte des Zimmers; er ging zu jedem, stieß ihn sanft an mit der Schnauze, und seine Blicke bettelten um Frieden; aber auch hier wurde es deutlich, von welch kleinen Zufälligkeiten beginnende Friedensaktionen manchmal abhängig sein können. Ronny fühlte nämlich den Stich eines Flohs, er mußte abhocken und sich kratzen. So kam es, daß die folgende Verständigung ohne seine Hilfe zustandekam.

Professor Dominicé lenkte ein.

«Ich glaube Ihnen, mein Kind, auch Ihnen, junger Mann, glaube ich den guten Willen. Ihre Fragen entstammen wohl nur zu einem kleinen Teil der Neugierde. Sie wollen mir helfen, sagen Sie, und Sie machen Ihre Hilfe abhängig von der Beantwortung einer Reihe von Fragen. Nun, diese Fragen kann ich nicht beantworten. Nehmen Sie meine Behauptung wörtlich: ich kann nicht, und nicht: ich will nicht. Ich bin gebunden, durch ein Versprechen, nennen Sie es ruhig ein Gelübde, also durch ein Gelübde bin ich gebunden. Sie müssen mir einfach glauben, daß ich weder über Crawleys Tod noch über Eltesters Unfall etwas weiß. Diese Dinge sind geschehen ohne mein Zutun. Ich muß es einfach tragen, wenn ich verdächtigt werden sollte. Ich werde mich wehren, und wenn ich Ihrer Unterstützung sicher sein kann, junger Mann, dann will ich zufrieden sein.»

«Aber, Professor», rief O'Key, «Sie werden eine Verhaftung doch gar nicht überstehen.»

«Warum nicht?» fragte Madge, während der Professor den Kopf im Schatten verbarg.

«Mein liebes Kind», sagte Dominicé, «Sie haben noch viel zu lernen. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ich Morphinist bin. Und in meinem Alter — eine Entwöhnungskur . . . Ich weiß nicht, ob ich das aushalten werde.»

«Cyrill», sagte Madge, und sie schob ihren Arm unter den Arm des Reporters, «Cyrill, Sie müssen dem guten Mann helfen.» Dann erst merkte sie, daß sie den Mann, den sie vor knapp einer Stunde kennengelernt hatte, mit dem Vornamen angeredet hatte, nicht nur das, daß sie Arm in Arm mit ihm dasaß, aber trotzig verzog sie das Gesicht und lehnte sich noch enger an O'Key.

«Der arme Thévenoz», sagte Dominicé in die Stille.

Aber nicht einmal diese Bemerkung machte Eindruck auf Madge. Sie mußte lächeln, denn ihr fiel eine Kindheitserinnerung ein. Nahe beim Sommerhaus ihres Vaters war ein hoher Baum gestanden, der, ganz nahe am Wipfel, zwei Aeste getragen hatte. Dort war sie oft gesessen, mit baumelnden Füßen über der grünen Leere, und neben ihr war der Sohn des Gärtners gesessen, ein rothaariger Bursche. Wie alt war sie damals gewesen? Zehn Jahre? Aber sie hatte den Buben sehr lieb gehabt, er hatte eine lange bewegliche Nase gehabt, wie ein Kaninchen, und er war der einzige gewesen, unter all ihren Kameraden, den sie nicht tyrannisiert hatte. Merkwürdig, daß O'Key sie an jenen Jungen erinnerte. Sie hatte eine Zärtlichkeit für ihn gefühlt, schon unten auf der Straße, eine merkwürdig heitere Zärtlichkeit, die nicht zu vergleichen war mit dem verkrampften Zustand, der sie jedesmal ergriff, wenn sie mit Thévenoz zusammen war. Sie blieb an O'Key gelehnt, auch als es draußen läutete. Dominicé ging öffnen.

(Fortsetzung folgt)

Wenn ich nicht geflucht hätte...

Reiseerinnerungen eines Schweizers aus Mexiko und Guatemala

VON ADOLF MAMIE

Zwei Tage und Nächte lang fuhr ich dem mexikanischen Süden zu. Ein Kakaoplantagearbeiter war mein Reisegefährte. Der Indio mit seinem lachenden Gesicht war mir ein willkommener Reiseführer. In überschwenglichen Worten sprach er mir von der kommenden Arbeit auf der Plantage im Staate Tabasco. Damit ich ja nicht in Versuchung kommen würde, ihn als einen verkappten Eisenbahnbanditen zu halten, zeigte er mir gleich nach der Abfahrt in der Stadt Mexiko seinen Arbeitskontrakt und bat mich, ihm diesen vorzulesen. Mit Befriedigung stellte er fest, daß ich muy bonito lesen könne. Weit unten im Süden, kurz vor meinem Ziel, verließ mich der liebenswürdige Bursche, und wenig hätte gefehlt, und ich hätte ihn auf dem Ritt, der ihn innert zehn Tagen an den sagenhaften Pyramiden vorbei zu seiner Hazienda führte, begleitet. Als stiller Betrachter setzte ich indessen die Fahrt weiter und freute mich an dem köstlichen Anblick des tropischen Urwaldes mit seinen wuchernden Schlingpflanzen und bunten Vögeln, die vom dahineilenden Zuge aus beobachtet werden konnten. Riesige Mahagonibäume wucherten ihre Aeste in die feuchtheiße Luft, die vom Großen Ozean herüberfächerte. Maisfelder wechselten mit riesigen Bananenplantagen. Blühende Kakteenmeere berauschten das entzückte Auge. Zwischen hohem Steppengras tauchten hin und wieder in einer gerodeten Lichtung einige Bambushütten auf mit Dächern aus Palmblättern. Braune nackte Kinder und leichtbeschürzte Indianerinnen hielten an den Stationen die Früchte des tropischen Bodens zum Kaufe feil.

Mit fünf Stunden Verspätung kam der Zug (und ich mit zerschlagenen Knochen) in Mariscal-Suchate, der Endstation, an. Stockdunkle Nacht breitete sich über das Land. Nur eine ganz geringe Zahl von Passagieren entstieg dem Zuge und folgte einer vorangetragenen, übel qualmenden Sturmlaterne. Ein Gastwirt lauerte auf Verdienst. In einer Lehmhütte bekam ich mit zwei weiteren Reisegefährten ein Bett zugewiesen. Das «Stilmöbel» bestand aus einem Rahmen, der in allen Richtungen der Windrose mit geknoteten Stricken bespannt war. Eine Decke vervollständigte den «unerhörten Luxus».

Von Schlaf keine Spur. Die Stricke der Unterlage folterten mich dauernd. Ein bloßes Brett wäre eine Wonne gewesen. Der erste Hahnenschrei war mir wie eine Erlösung aus dem Inferno. Das Frühstück hingegen mundete mir sehr; die «Bananenrösti» war appetitlich, und an den «Bananenknödeln» konnte ich mich aus lauter Angst, daß mir die Haut platzen möchte, nicht satt essen.

Nachdem meine Papiere von den mexikanischen Behörden geprüft worden waren, ging es einige Häuser weiter, zum Konsul der Republik Guatemala. Gemächlich blätterte der Herr Konsul Seite um Seite meines Reisepasses und studierte ihn gründlich, wohin ich zu reisen gedachte. Lange dauerte es, bis ich den Bescheid erhielt, daß ich noch drei Photographien beizubringen hätte.

Kreuz-, Himmel-, Sternen- und Fahnenträger! Woher soll ich drei Photos nehmen? Bei meinem morgendlichen Gang durch das weltabgelegene Kaff war mir nicht aufgefallen, daß irgend ein Indio seine Kunst als Photograph anpries. Da konnte es doch keine andere Lösung geben, als zur nächsten Station nach Tapachula zurückzufahren und sich dort vor einen Photographenkasten zu stellen. Der einzig täglich fahrende Zug zurück war schon abgegangen. Blieb mir also nichts anderes übrig, als auf einem Gaul einen etwa vierstündigen Ritt zu machen. Vor Einbruch des Abends war an eine Ankunft nicht mehr zu denken und die morgige Weiterreise über die Grenze unmöglich. Nun versuchte ich auf den Konsul einzureden. Ueber den halben Erdball war ich schon geglobetrottert, ohne daß ein Grenzbeamter von meiner Schönheit so bezaubert gewesen wäre, daß er gleich drei Photos von mir begehrte. Meine Ueberredungskunst blieb wirkungslos. Dem Herrn Konsul war es vollkommen Wurst, wo und wie ich mir die Konterfeis herschaffte.

Verfügung bleibt Verfügung. Die wichtigtuerische Zwängerei trieb mir das Blut zu Kopf und eine Zeile echte schweizerdeutsche Flüche auf die Zunge. Ich glaube, der Papagei im Wappen der Republik Guatemala, der mit seinem Schwanzende die «Freiheit vom 15. September 1821» auf einer Pergamentrolle umschlingt, und als einziger Schmuck des Raumes über dem Sitze des Konsuls an der Wand hing, hätte meinen Fluch bestimmt nachsagen können, wäre er aus Federn, Fleisch und Blut gewesen, so akzentuiert polterte ich los. Ich machte kehrt und schmetterte wütend die Türe ins Schloß.

Zu meiner größten Freude entdeckte ich ein paar Minuten später gleich hinter dem Konsulat einen photographierenden Mestizen, den ich vor Freude umarmt hätte. Beglückt bringe ich dem Herrn Konsul meine Konterfeis. Er war vor meinem Wiederauftauchen weniger beglückt und zeigte sich recht protzig und zugeknöpft.

Das Visum wurde mir verweigert. Statt dessen gab mir ein barfüßiger, alter und unscheinbarer Indio, der inzwischen aufgetreten war, mit einem Stabe das Zeichen, ihm zu folgen. Er führte mich ins Gemeindehaus. Dort thronte hinter einem Tische ein Dorfgewaltiger. Dieser unterfertigte mit viel Federgekratze einen Zettel, worauf der begabte Indio, offenbar eine Art Dorfpolizist, mit dem Zettel und mir seinen Gang fortsetzte. Um drei Uhr, hieß es, müsse ich wieder zur Stelle sein.

Bald war mir klar, was da gespielt werden sollte und daß man mich in Polizeigewahrsam genommen hatte. Mein «Schutzgeist» hatte wohl Angst, daß ich mich auf und davon machen könnte. Er redete auf mich ein, ich solle ihm um aller Heiligen willen die Widrigkeiten des Ausreißens ersparen. Nach einem Marsch von etwa fünfzehn Minuten kam der Indio mit seinem «Gefangenen» am Flusse bei der Grenzwache an. Ich setzte dem Wachoffizier den Vorfall auseinander, worauf er sich weigerte, mich in das Gefängnis zu werfen, sondern mich als Gast der Grenzmilizen betrachtete.

Etwa zwanzig Halb- und Vollblutindios, junge prächtige Burschen, lagen unter dem schützenden Vordach ihrer «Kaserne» herum. Diese «Kaserne» war eine geräumige Bambushütte, die drei abgegrenzte Räume besaß. Der erste Raum war der Schlaf-, Eß-, Instruktions- und Aufenthaltsraum der Soldaten und Unteroffiziere. Ein Sergeant lag in einer Hängematte unter dem Eingang der Türe und spielte mit einem Papagei. Der zweite Raum war eine verrußte Küche, worin eine Indiofrau hantierte und zärtliche Reden mit einem jungen Soldaten wechselte, der auf einer Bank vor der Küche saß und ebenfalls mit einem Papagei spielte, indem er ihm den Refrain eines bekannten Volksliedes beibrachte. Der gefiederte Schüler zeigte sich recht gelehrig. Eine Gruppe von Soldaten bewunderte die Fortschritte durch anerkennende Bemerkungen. Vor dem dritten Raume stand ein Soldat mit dem geladenen Gewehr unter dem Arme. Es war das für mich bestimmte Gefängnis. Ein Soldat öffnete die Bambustüre, um mir einen Einblick zu gewähren. Abschreckend wirkte es auf mich nicht. Angenehm kühl war es in dem abgedunkelten Raume, der keinen weitern Insassen beherbergte. Unter dem Vordache signierte ein Soldat mit rotem Faden seine Leibwäsche, und ein anderer bildete sich mit einer Schiefertafel zum Abcschützen aus. Ich war ihm in seiner Buchstabierarbeit behilflich, auch montierte ich den Soldaten den Gewehrverschluß und unterrichtete sie in verschiedenen Gewehrgriffen. Die tropischen Marsjünger fanden aber an dieser Tätigkeit wenig Interesse.

Langsam verstrichen die Stunden. Endlich um vier Uhr kam das verschlafene Auge des Gesetzes, um mich

(Fortsetzung Seite 819)

Verlockend und chancenreich, glückverheissend und vielseitig, so ist der neue Trefferplan aufgebaut und den Wünschen der Loskäufer angepasst. Der ideale Trefferplan gelangt bei der Ziehung der 17. Tranche am 11. Juli zum ersten Mal zur Anwendung.

Losbestellungen auf Postcheck VIII/11300 (zuzüglich 40 Rp. Porto) oder per Nachnahme beim Offiziellen Lotteriebüro der Interkantonalen und Landesausstellungs-Lotterie, Löwenstr. 2, Zürich (Telephon 5.86.32. Max Dalang A.-G.). Barverkauf in den der Interkantonalen Lotterie-Genossenschaft angeschlossenen Kantonen durch die Filialen der Orell Füssli-Annoncen A.-G. und Publicitas A.-G., bei allen Banken, sowie bei den mit dem „Roten Kleeblatt"-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen und im Offiziellen Lotteriebüro. Lospreis Fr. 5.–

INTERKANTONALE UND LANDESAUSSTELLUNGS LOTTERIE

TANGEE

EN GROS: O. BURKART, VEVEY QUAI PERDONNET 30

Wer an Zerrüttung

des Nervensystems mit Funktionsstörungen, Schwinden der besten Kräfte, nervösen Erschöpfungszuständen, Nervenzerrüttung und Begleiterscheinung, wie Schlaflosigkeit, nervös. Ueberreizungen, Folgen nervenruinierender Exzesse und Leidenschaften leidet, schicke sein Wasser (Urin) mit Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilinstitut Niederurnen** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903.

Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

Sanatorium Kilchberg b. Zch.

Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malariabehandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie.

Behandlung von organischen Nervenerkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- u. Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen im eigenen

PHYSIKALISCHEN INSTITUT

(Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prächtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit. Offenes Schwimmbad im Park. Prospekte bitte bei der Direktion verlangen. Telephon Zürich 914.171, 914.172.

ÄRZTLICHE LEITUNG:
Dr. Hans Huber
Dr. J. Furrer

BESITZER:
Dr. E. Huber-Frey

Johannes Jegerlehner

Das Haus in der Wilde

Eine Erzählung

Umfang 312 Seiten mit mehrfarb. Umschlag Ganzleinen Fr. 5.80

Unverschuldete Armut ist ein hartes Ruhekissen, aber von sich aus haben die Bergbauern keinen Finger nach Hilfe ausgestreckt. Zäh, eigenwillig und heimstolz ist das Volk. Solange noch ein Halm sprießt, der Keller Kartoffeln gibt und der Stall einen Tropfen Milch, solange noch des Tages Mühn den Schlaf versüßen, geht man nicht um fremde Hilfe aus. — Es ist ein heroischer Kampf den unsere Bergbauern führen. Ein Kampf, in dem die Schwachen erliegen, die Starken, außen und innen von Narben bedeckt, ehrenhaft ihr Dasein fristen. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott — Kopf hoch, und es geht! So denken und handeln sie. — Bergbauern haben in vordern Zeiten unsere Freiheit erstritten. Bergbauern sind es, die sie heute hüten in ihrer reinsten Form, der absoluten Unabhängigkeit. — Drunten im Unterland, wer kennt sie und weiß von ihrem stillen Heldentum?

Morgarten-Verlag A.-G., Zürich